

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 176.

Donnerstag, 9. Juli.

1931.

Heimat in Not / Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

(20. Fortsetzung.)

Das Getümmel in den Straßen slüdet hin und her, — es ist, als sei Worms plötzlich ein riesiger Jahrmarkt geworden. Oder als wollten alle Bürger auf einmal Umzug halten. Vor Tränen und Schluß kann keiner sprechen, und am liebsten hätten auch die Steine mitgeweint.

Es hat in jenen Nächten kein Erwachsener in Worms ein Auge zugetan. Und keiner hat die unsägliche Maienpracht gesehen, die über der schlafenden Erde lag.

Durch die junggrünen Blätter der Linde am Lindenhof schimmern die Sterne. Groß und klar leuchten sie. Wie Wegweiser Gottes zu einer anderen Welt. In den Rosenblüten eines niederen Apfelbaumes schluchzt eine Nachtigall.

An den Stamm der Linde geklammert steht der alte Fridolin Guldemborn. Unaufhaltsam laufen ihm die Tränen über das hagere Gesicht.

Muß er wirklich Abschied nehmen von seinem Leben hier, wo er einst in Ruhe zu sterben gehofft?

Fridolin Guldemborn geht langsam in das Haus zurück. In seinem traulichen Stübchen mit den weit offenen Fenstern bleibt er stehen. Und seine Augen gehen weit über die Wände und den alten Schrank, den sein Urgroßvater schon aus Holland mit nach Worms gebracht. Der Schrank ist zu wuchtig und schwer. Den kann er nicht allein befördern ins Domkapitel. Und wer könnte ihm helfen dabei? Sie haben ja alle, alle so viel mit sich selbst zu tun. Über den großen Arbeitstisch am Ofen streichen seine zitternden Hände.

Weiter steht er sich suchend um in der Stube. Und löst dann den schwankenden Vogelbauer vom Haken am Fensterkreuz. Sein Star, sein geliebter, darf nicht umkommen in Rauch und Feuersnot. Und darnach seine Blumen! Aber er kann sie nicht alle tragen. Den schönsten und größten Blumentopf nimmt er in den linken Arm, den Vogelbauer in die andere Hand. Er kann ja öfter gehen. Er wird erst dieses hinüberbringen in den Domhof. Und so geht er aus seinem Häuslein vorüber an der Linde, die Gasse entlang zum Dom. Er geht gebeugt und langsam und hat den Hut vergessen. Linde Mailust säckelt um seine weißhaarigen Schläfen.

Aber er hat es sich leichter gedacht. Im Domhof kommt er nicht weiter vor Menschen und Karren und Hausrat. So setzt er sich geduldig auf einen Stein am Wege und wartet. Den Vogelbauer hat er neben sich gestellt, den Blumentopf hält er zwischen den Knien. Und seine guten grauen Augen, die voll von Tränen sind, sehen auf die gebeugten Menschenheerden, die vorüberhasten mit ihrer Habe zum Asyl.

Gram ist in allen Gesichtern und eine ansagbare Not. Denn, wem die Heimat genommen werden soll durch Feuer und Brand, der mag wohl irre werden aus Furcht vor der Zukunft. Denn wo soll man hin, wenn man nicht so viele Arme hat und so viele Kräfte, um schleppen und tragen zu können, was einem gehört?

Eine junge Mutter hastet daher. Den Säugling im Arm. Sie zieht einen vollgepackten Karren hinter sich und ruft von Zeit zu Zeit einen Namen. Sie hat

(Nachdruck verboten.)

den Mann verloren im Gedränge, der auch beladen zum Domhof wollte.

Jetzt sieht sie den alten Guldemborn auf dem Steine sitzen. Sie sieht die guten, grauen Augen, die voll Mitleid und Vertrauen sind. Da läßt sie ihren Karren stehen, den sie leuchtend gezogen, und legt dem Alten ihr schlafendes Kindlein in den Arm.

„Haltet es mir ein Weilschen, guter Vater. Ich mag es nicht mit hineinnehmen da ins Gedränge. Sie könnten es mir zerdrücken. Bloß die Sachen will ich verstauen im Domkapitel, dann komme ich wieder und hole mirs ab.“

Und schon ist sie untergetaucht in dem Getümmel, — im Strom, der vorüberbrandet zum Domhof hin. Guldemborn hat seinen Blumentopf neben den Vogelbauer auf die Erde gestellt. Weich hält er das schlafende Kind in seinen alten Armen. Ganz tief hineinsehen muß er in das süße, rosige Gesicht, in dem der Frieden wohnt und das Vertrauen. Die Augen sind so fest geschlossen, und auf den Wangen liegen die langen, dunklen Wimpern. Um den Mund spielt ein Lächeln, als träume es von der Mutterbrust.

Alles um sich herum hat Guldemborn vergessen. Den Strom der weinenden Menschen, die Not der Stadt, — seine eigene Not. Es ist ihm wie eine Offenbarung Gottes.

Er beugt sich nieder über das Kind und zieht die langen Schöße seines Rockes dicht über das Körperchen wie eine Decke. Obwohl die Mutter es schon sorglich eingehüllt hat.

So sitzt der alte Mann und wartet, und es kommt eine große Ruhe dabei in sein Herz.

Und es ist noch eine da, deren Seele stark und still wird, weil sie helfen kann. Bei den kranken Frauen im Spital ist Sibylle Battenberg und hilft, die Sachen in den Domhof tragen. Denn diese Krüppel oder Blinden sind ja am schlimmsten daran, wenn der Brand die Stadt verzehrt und sie sich nicht selber helfen können.

Wie ein Engel erscheint ihnen das hohe, blonde Mädchen, das den barmherzigen Schwestern hilft, die Kranken zu tragen und ihnen neue Lager aus Stroh zu bereiten im Dom. Es ist so ein fieberhaftes Arbeiten in Worms, wie man es noch nie sonst gesehen. Züge von Flüchtigen haben sich zusammengetan und wandern aus der Stadt. Einer fernern, unbekannten Zukunft, — einer neuen Heimat entgegen. Aber das sind die wenigsten. Die kein Haus zu verlieren haben und keinen größeren Besitz. Die meisten hoffen immer noch, daß das Letzte und Furchtbarste abgewendet werde von der gequälten Stadt. Wieder andere übertreten heimlich das Gebot, daß niemand entweichen darf über den Rhein, — nach Deutschland hinüber. Sie haben sich Kühne zu verschaffen gewußt und rudern im Schutze der Nacht über den dunklen Strom. Französische Posten sind am Ufer aufgestellt, um solche Flucht zu verhindern.

Aber etliche Dragoneroffiziere können nicht anders, — sie haben Erbarmen und verhelfen manch einem zur Flucht. Denn wer ginge nicht lieber von Worms nach Deutschland herüber, als westlich zu wandern in fremde Ortschaften der Franzosen.

Als man der Ahne die Schreckensnachricht brachte von der bevorstehenden Zerstörung der Stadt, hatte sie nur mißbilligend den Kopf geschüttelt.

Und nun meint ihr, ich sollte das Wormser Haus verlassen und irgendwo unterkriechen bei fremdem Volk? Im Wormser Haus bin ich geboren, hier will ich auch sterben. Es liegt ja auch so außerhalb der Tore, daß sie vergessen werden, es in Brand zu stecken. Ich bleibe hier."

Sie hatte es wieder so fest und bestimmt gesagt in ihrer altgewohnten Art, daß man sie in Frieden ließ. In letzter Stunde würde man sie eben hinaustrag'n, ehe es zu spät war.

Im Seidenbenderhause stand Frau Elisabeth vor ihrem Manne. Krank war sie und schwach. Die Lunge war angegriffen. Und nun hatte sie die gefalteten Hände gehoben und sprach heiß und dringend auf ihn ein.

In seinem fahlen Gesicht war eine große Qual. Und seine Augen gingen von den Kindern, die auf der Erde spielten, zu der stehenden Frau.

"Ich darf es nicht tun, Elisabeth, denn ich bin einer der Ersten der Stadt. Wenn ich jetzt heimlich die Meinen in Sicherheit brächte über den Rhein hin, so würden die Bürger mit Fingern auf mich weisen und es mir neiden, daß ich solchen Vorzug vor ihnen gehabt. Ich darf meine Stellung nicht ausnützen um meines Vorteils willen, Elisabeth. Und du selbst bist krank..." Sie weinte laut.

"Wenn du den Schiffern befehlst, so fahren sie uns. Und niemand merkt es in dieser Nacht, wo alles durcheinandergeht. O, habe Erbarmen und denke an deine Kinder."

"Es stehen französische Posten am Rhein, die schießen sollen auf jeden, der unerlaubt herüberfährt. Es wäre ein Spiel um Leben und Tod, Elisabeth."

Sie ist in einen Stuhl gesunken und hat die Hände vor das Gesicht geschlagen.

"Ich fürchte mich so, Johann Friedrich, — ich fürchte mich so sehr. Denn wo sollen wir hin, wenn wirklich das Feuer unsere Stadt zerstört?"

"Es stehen 500 Wagen bereit, die Flüchtlinge in Sicherheit zu bringen."

"Jawohl, in Feindes Land, Johann Friedrich. Was sollen deine deutschen Kinder in Frankreich?"

Er preßt die Fäuste gegen die Brust. Er weiß nicht, was er tun soll.

Jetzt kam Bastel gelaufen und schmiegte sich an des Vaters Knie.

"Wir bleiben immer bei dir, Vater! Wir gehen nicht fort. Nicht wahr, Mutter, wir lassen den Vater nimmer allein?"

Frau Elisabeth antwortete nicht. Sie hatte das Gesicht in den Händen vergraben und weinte.

Was trippelt und trappelt im Maiensonnenschein so ernsthaft durch die Gassen von Worms? Daß die Blütenblätter der rosaroten Apfelbäume und der schneeweißen Kirichen vor Erstaunen durch die Linden Rüste wirbeln und alle die kleinen Menschenkinder begleiten wollen, weil sie meinen, es seien ihre Gefellen. Tausend Kinder gehen mit kurzen, scheuen Schritten durch die Gassen von Worms. Aber blaß sind ihre Gesichtchen, und über die Wangen laufen unablässig die Tränen.

So ziehen sie in langer, langer, trauriger Prozession vor das Haus des Intendanten.

Als er das tausendstimmige Murmeln hört und das Schluchzen an diesem sonnenhellen Matientag, tritt er rasch an die offenen Fenster seines Quartiers. Da sieht er, was sogar ihn, den harten Mann, bis in die Rippen erbleichen läßt.

Die Kinder von Worms, es sind ihrer über tausend, knien vor seinem Hause und haben die Hände erhoben in heißem Flehen. Und bitten unter Tränen, daß man das Unheil möchte abwenden von der lieben Vaterstadt. Und sie sprechen in tausendstimmigem Chor das

Gebet, das sie in diesen trüben Zeiten an Sonn- und Feiertagen immer in der Kirche gesprochen und täglich in der Stadtschule als Frühgebet.

"Ach, dein Schiffelein, das will sinken

In dem Angst- und Unglücksmeer,

Du darfst nur den Wellen winken,

Ob sie toben noch so sehr.

Dann so muß der Wind sich legen,

Dann so schweigt die wilde Flut,

Keine Welle darf sich regen

Und wird alles wieder gut."

Und eines der letzten Kinder, ein Mägdlein in goldenen Locken, wendet den Kopf und sieht traurig herüber zu den Bürgern, die mit Tränen in den Augen beiseite stehen, — nicht mit dem Köpflein und wiederholt, als wolle es trösten:

"Und wird alles wieder gut!"

Aber es gab kein Erbarmen mehr.

Alles war umsonst.

Am dritten Tag bekommt die Besatzung den Befehl, Worms zu verlassen.

Und nun kamen die schlimmsten Gäste. Das waren dreihundert Grenadiere unter dem Kommando des jungen Duc de Crequi. Mart wußte es schon vorher, daß sie überall die Nordbrenner genannt waren.

Sie fielen in die Häuser ein und raubten allen Wein aus den Kellern, sodaß der Kommandant einschreiten mußte.

Nachmittags um drei Uhr läßt der Oberst Paisonel den Magistrat und den Bischof zu sich rufen. Gestützt auf den Domdechanten muß der alte, achtzigjährige Greis diesem Rufe Folge leisten. Er hört schon schwer, der ehrwürdige, von allen geliebte Bischof, — und sie müssen ihn wiederholen, was der Oberst mit schneidender Stimme verliest. Es ist ein Schreiben des Intendanten Lafond, das er ihnen mitteilt. Und es steht darin, daß aufs schnellste alles wieder aus dem Dom und dem Bischofshof weggebracht werden müßte. Denn auf königlichen Befehl dürften dieselben auch nicht verschont bleiben.

Den greisen Bischof überkommt ein Zittern. Mit beweglichsten Worten fleht er um Schonung. Und daß man doch ihn in seinem Alter nicht davontreiben solle wie einen Verbrecher. Daß man doch Erbarmen möchte haben und ihm wenigstens den Dom und seine Wohnung belassen. Aber auch ihm ward nur noch eine kurze Frist zur Ausräumung des Bischofshofes vergönnt.

Die Rheinwellen sind so grünklar und rauschen so bewegt, als wollten sie Kunde tragen von den Alpen bis zum Meer.

Durch die Straßen von Worms geht dumpfer Trommelschlag. Kurz, — hart, — immer in demselben Rhythmus.

Und wie der Trommelschlag schweigt, kündigt ein französischer Grenadier, daß jedermann sofort die Stadt verlassen müsse, keine lebendige Seele sich mehr in den Häusern oder auf der Straße sehen lassen dürfe.

Totenstille ist nach seinen Worten.

Truppen marschieren aus der Stadt.

Mit gebeugten Häuptern verlassen die letzten Wormser ihre einem grauenvollen Untergang verfallene Heimat. Von ihrer Habe müssen sie das Meiste im Stich lassen.

Und immer tönt die Trommel hart und dumpf daneben.

Mit gezückter Waffe stehen die Franzosen und treten den Säumnigen zur Stadt hinaus.

Bis zuletzt hat der greise Bischof mit seiner Abreise gezögert. Immer, immer hoffte er noch, daß man sein Haus und den Dom verschonen wird. Aber endlich muß er sich doch dazu bequemen, einen Wagen zu besteigen.

(Fortsetzung folgt.)

Klage nicht!

Klage nicht, was nützt es denn,
Frage nicht, ob bald und wenn
Dir ein Unglück oder Glück
Wird beschieden vom Geschick? —

Ruhig nimm nur alles hin,
Murren hat gar keinen Sinn,
Sorg' nur, daß du würdig trägst,
Was dir Gott hat auferlegt! —

Marie Frentag.

Des Malers Tod.

Skizze von Georg W. Manfred.

Dampf bröhten von der Kathedrale de Notre-Dame zwölf Schläge durch die Nacht. Im Quartier latin auf dem Montmartre herrschte überall noch frohe Geschäftigkeit. Fröhliche Menschen streiften durch die Gassen, die vielen kleinen Lokale waren mit Musik und Rauch und Lustigkeit angefüllt — eine schöne Pariser Sommernacht hing über der Seinestadt.

In einer Seitenstraße, hoch oben in der Mansarde, lag der Maler Jean Roubineux im Sterben. Ein schwerer Hustenanfall nach dem anderen erschütterte seinen ausgemergelten Körper. Auf seiner Stirn stand tieferer Schweiß, seine Wangen zeigten das typische hektische Rot eines im letzten Stadium Schwindlichtigen. Die Augen irrten verwirrt hin und her.

Seit vier Tagen lag er nun schon so. Außer dem alten Weib, das hin und wieder nach ihm sah und ihm einige kärgliche Lebensmittel brachte, kümmerte sich kein Mensch um ihn. Ja, früher, als er noch in besseren Verhältnissen war, als die Kunstwelt aufhorchte vor dem Namen des jungen Genies, da hatte er mehr Freude gehabt als ihm lieb war. Aber dann war es mit ihm bergab gegangen, die Schwindsucht hatte ihn erfaßt und seine Schaffenskraft gelähmt. Da hatten sie sich einer nach dem anderen von ihm zurückgezogen, und jetzt lag er da, mit dem Tode ringend, und keiner kümmerte sich um ihn.

Seit drei Tagen hatte er keinen Centime mehr. Der Arzt hatte ihm gesagt, er müsse kräftig essen, Wein trinken, schweren dunklen Tisaler, dann ließe sich vielleicht das Unheil noch einmal abwenden. Aber woher sollte er das Geld nehmen? Wenn nur einer seiner vielen Freunde von früher gekommen wäre! Ein paarmal hatte er versucht, an den einen oder anderen zu schreiben, aber immer wieder war die Feder seiner kraftlosen Hand entfallen. Schließlich hatte das alte Weib ihm versprochen, sich an Pierre Degoutant zu wenden.

Jean Roubineux lebte Hoffnung war jener Pierre Degoutant, ein reicher Nichtstuer, der früher zu den großen Bewunderern seiner Kunst gezählt hatte und mit dem er gemeinsam manche schöne Stunde verbracht. Ja, Pierre würde helfen, das stand für ihn außer Zweifel, Pierre würde ihn nicht im Stich lassen! Mit allen Talern klammerte er sich an diesen Gedanken.

Unruhig wälzte er sich im Bette herum. Immer wieder wurde er von plötzlichem Frost geschüttelt, um gleich darauf in Schweiß gebadet die Decken weit von sich zu schleudern. Manchmal schlief er kurz ein, um sofort wieder durch sein eigenes Stöhnen erschreckt aufzuwachen.

Langsam trock der Morgen an den Fenster Scheiben hoch. Die Umrisse der Mansarde malten sich aus dem Zwielficht und warfen gespenstische Schatten. Jean rechnete aus, um welche Zeit der Brieftträger die erste Post bringen würde, denn es konnte gar kein Zweifel sein, daß Pierre ihm die erbetenen 20 Franken schicken würde; nein, Pierre würde ihn nicht im Stich lassen!

Endlich hörte er, wie die nagelbeschlagenen Stiefel des Postboten die Treppe hinauskappten. Tatsächlich, sie näherten sich seiner Tür. Und da — eine Hand schob einen Brief unter dem Türspalt durch. Jean war zu schwach und zu erregt, um dem Brieftträger etwas zuzurufen zu können.

Mit Aufwendung aller schwachen Kräfte, die ihm noch innewohnten, ließ er sich aus dem Bett gleiten, auf allen Vieren kroch er zur Tür, mit zitternden Händen erbrach er den Umschlag — dann stieß er einen letzten Seufzer aus und sank zurück.

Am nächsten Tage ging durch die Pariser Blätter folgende Notiz: „Wertwürdiger Tod eines Malers. Gestern vormittag fand man in seiner Dachkammer am Montmartre den 32jährigen Maler Jean Roubineux, der, wie erinnere ich vor fünf Jahren den Großen Preis der Akademie erhalten hatte, tot auf. Wertwürdigerweise lag der Maler nicht in seinem Bett, sondern quer vor der Tür in sonderbar verkrampfter Stellung. In seiner rechten Hand hielt er eine an ihn adressierte Farbenrechnung über 20 Franken.“

Kleines Erziehungsidyll.

Von Peter Robinson.

Ort: ein Gartenlokal in einer Berliner Ausflugsgegend für bescheidenere Ansprüche. Zeit: ein mäßig schöner Sommertag, nachmittags gegen vier Uhr. Personen: zunächst ein Ehepaar mit einem Jungen von etwa zehn Jahren.

Vater, Mutter und Sohn haben Kaffee getrunken, den der Wirt geliefert hat, und Kuchen gegessen, den sie mitgebracht haben. Jetzt raucht der Vater eine Zigarre, die Mutter sieht die Zeitung an, in die der Kuchen eingepackt gewesen ist; der Junge langweilt sich und bummelt mit den Beinen.

Im Garten treiben sich Hühner herum, die auf Kuchenkrümel spekulieren. Auf dem Tisch des Ehepaares mit dem Knaben befinden sich keine Krümel, der Junge hat sie alle vertilgt. Da aber die Hühner das nicht wissen können, kommen doch einige heran. Der Junge tut so, als werfe er eine Spende auf die Erde; dann aber, als ein Huhn begierig herankommt, schnell er ihm einen der bummelnden Fäße entgegen. Das Huhn entsetzt gekränkt, der Junge freut sich.

Der Vater, ziemlich schläfrig, denn der Kaffee war gar nicht stark: „Maze, laß die Hühner sein! Die ham dir nisch jedan.“ —

Pause. Der Vater raucht, die Mutter hat die alte Zeitung, der Junge bummelt weiter mit den Beinen und zieht den Mund schief. Hühner sind nicht besonders intelligente Tiere — jetzt kommen schon wieder ein paar herangeirrte. Der Junge, der schon darauf gewartet hat, wiederholt sein Manöver ungeschöner Irrführung mit folgendem Fußstoß; diesmal trifft er beinahe das ihm am nächsten gekommene Huhn.

Der Vater, etwas munterer, denn er fängt an, sich zu ärgern: „Maze, du sollst doch die Hühner sein lassen, hab' id dir schon mal gesagt. Du sitzt woll uff die Ohren. Die Hühner ham dir nisch jedan. Det sind sehr nügliche Tiere. Wir sind hier uff'm Lande, da jeheeren Hühner hin. Det macht doch nisch, det se hier im Garten 'rumloosen. Wo soll'n der Mann seine Hühner am Tage lassen? Er kann se doch nich insperren. Die wollen doch vuch ihre Freiheit ham und sich was zum Futter suchen. Wenn du so'n Huhn wärst, wie däte dir det je fallen, wenn da so'n Rummel wär' und wollste dir mit'n Fuß stuchsen!“ —

Längere Pause. Der Vater ist ein bißchen erschöpft durch die ermahnende und belehrende Rede. Die Mutter hat etwas von dem Rufen der Eier gemurmelt. Der Junge, der erst den Kopf gebückt hat, legt die Ellenbogen auf den Tisch und stellt das Mecklenburger Wappen dar, finster brütend. Die Hühner scheinen noch immer keine Veranlassung gefunden zu haben, sich über ihn zu unterhalten — da kommt schon wieder eins auf den ungeschicklichen Tisch zu. Langsam klettert es heran, erwartungsvoll den Kopf schief haltend. Gerade tippt die Mutter mit dem Zeigefinger auf das Zeitungsblatt: „Nu sieh doch, Emil!“ — Diese Gelegenheit scheint dem Jungen günstig; er bückt sich und nimmt ein paar Kiesel auf. Das dumme Huhn streckt schon gierig den Schnabel vor — bauh, da schmeißt der Junge. Das Huhn hat richtig etwas von der Ladung abbekommen und entflattert mit angstvollem Gackern.

Der Junge tut, als sei nichts geschehen. Aber das hilft ihm nichts; die Zeitung hat den Vater doch nicht genügend abgelenkt. Klatzsch — das war eine saftige Ohrfeige. „Insamer Bengel, dir werd' id lernen, de Hühner tuzenieren! Erst mußte immer dein Fett wegham, denn jüßte Ruhe.“

„Run reg' dich nich' auf, Emil!“ bittet die Gattin. „Hter lies mal —“

Damit könnte die Angelegenheit erledigt sein, wenn jetzt nicht noch eine Person auftreten würde. Unmittelbar in der Nachbarschaft, gleich am Nebentisch sitzt ein alter Herr, der eine Weiße mit Himbeerlaster beinahe ausgetrunken und dazu eine Pfeife geraucht hat. Er hat den Jungen schon lange beobachtet. Jetzt wendet er sich an den Vater. „Recht so!“ sagt er anerkennend. „Solche Ungezogenheit darf man nicht durchgehen lassen.“

Der Vater des Jungen legt seine Zigarre auf die Unterlaffe; überrascht dreht er sich dem alten Herrn zu. „Wat jeht det Sie an? Wat ham Sie sich einzumengen?“

Der alte Herr ist etwas in Verlegenheit gesetzt. „Sie scheinen mich falsch verstanden zu haben. Ich habe Ihnen ja zugestimmt; ich habe keineswegs etwas auszusetzen gehabt.“

„Det wäre ja noch scheener, wenn Sie wat aussetzen wollten! Bitte zu prüßen, ja!“

Der alte Herr, dringend: „Versiechen Sie doch: ich habe ja Ihren Erziehungsaktus durchaus gebilligt. Sie können sich doch gar nicht verleitet fühlen. Etwas anderes wäre es, wenn ich gesagt hätte, Sie hätten dem Jungen die Ohrfeige nicht geben sollen.“

Der Vater, mit drohend grollender Stimme: „Nu sein Se so jut, ja! Ob id ober ob id nich' — det jeht doch Sie nisch an! Det is mein Junge, versiehn Se. Von Ihnen werd id mit doch nich' punkto Erziehung belehren lassen.“

Der alte Herr, etwas verzweifelt: „Aber davon ist doch gar nicht die Rede. Sie haben ja ganz recht. Was habe ich denn gesagt? Ich habe doch nur meinen Beifall zu dem ausgedrückt,

was Sie getan haben. Ich finde es ganz in der Ordnung, daß so ein ungezogener Bengel eine runtergehauen bekommt."

Der Vater, aufbrausend: "Unzogener Bengel? Det is ja haarstreibend for'n Kahlkopp! Wie kommen ausgerechnet Sie dazu, meinen Jungen unzugewogenen Bengel zu nennen?"

Der alte Herr, ängstlich: "Aber schreien Sie doch nicht so, ich tue Ihnen ja nichts."

Der Vater, höhrend: "Und ob Se mir wat dun? Leid dun Se mir!" Wendet sich der Gattin zu: "Hast schon sowat erlebt? Kennt der junge Mann mit'n ollen Kopp unsern Jungen einen unzugewogenen Bengel!"

Der alte Herr: "Aber er hat doch die Hühner geärgert, das haben Sie doch selbst getadelt."

Der Vater, roh: "Jehn Se nach Hause!"

Der alte Herr, auf seinem Recht bestehend: "Er hat sogar mit Steinen nach einem Huhn geworfen."

Der Vater, mit äußerstem Hohn: "So, ham Sie nie jeschnitten? Sie sind woll in 'ner Bestraungsanstalt gewesen, wat? Jeberhaupt: wat machen Se so'n Jeschrei um de Piesner hier? Sind Se etwa uff de Eier abonniert? Wat ham die Piesler hier zu suchen? Bloß de Fäste belästigen dun se. Wat hier der Wirt is, der Mann sollte so viel Verunft ham, die Piesler einzusperrten. Und Sie dazu — als verrücktes Huhn!"

Der alte Herr gibt den Kampf auf; er trinkt den letzten Schluck aus und sucht das Geld für seine Beche heraus.

Der Vater wird dadurch auf einen Gedanken gebracht. Er holt auch seine Geldtasche hervor. "Arjer' dir man nich', Mäze! Da, mein Junge, haste 'n Groschen! Jehn und zieh dir wat aus 'n Automaten!"

Der alte Herr will schleunigst entweichen. Aber er bekommt in der Eile seinen Spazierstock zwischen die Beine und fällt beinahe der Länge nach hin.

Der Vater, liebenswürdig: "Fallen Se langsam — — denn hamje mehr Jenuß davon!"

Wenn Angler angeln.

Herr Paul Hecht erzählt seine merkwürdigen Erlebnisse mit Menschen.

Von Magda Amann (München).

Also, Kinder, am letzten Sonntag ging's los.

Aus der ganzen Umgebung, aus Städten und Dörfern waren sie wieder da.

Wir versammelten uns morgens gegen 5 Uhr in der Mitte des Gewässers.

Es waren laut Anwesenheitsliste folgende Herrschaften vertreten: Das Ehepaar Heinrich Hecht mit drei Kindern; Otto, Josephine und Barbara. Ferner Herr Emil Karpfen, die verwitwete Frau Antonie Karpfen, sowie die jungen Herrschaften August, Denny, Betty, Hans, Oskar, Paula und Aloisilde Karpfen.

Herr Gustav Neunauge und Herr Theobald Barsch waren gleichfalls zur Stelle, und den Beschluß bildeten Fräulein Elvira Schleie und die jungen Gebrüder Sebastian und Konrad Barbe.

In meiner Eigenschaft als Vorsitzender des „Vereins zur Wahrung der Interessen der Riemensatmer“ erlebte ich zuerst die geschäftlichen Angelegenheiten des Vereins und ging dann dazu über, die jüngeren Mitglieder im Verkehr mit Anglern zu unterweisen.

Ich machte sie darauf aufmerksam, daß es nirgends so viel Futter für uns gibt, als an Sonn- und Feiertagen, an denen die Angler zu Hunderten die Ufer bevölkern.

Unser Schatzmeister, Herr August Karpfen, ermunterte die jüngeren Mitglieder zu fröhlichem Sport; er riet ihnen, sich nicht darüber aufzuregen, wenn sie sich plötzlich einmal zuerst an einem Salen und dann in einem Eimer wiederfinden.

„Wenn wir auch Kaltblüter sind, gibt es dennoch, kaltes Blut zu bewahren!“

Er selber habe schon in vielen Eimern an den Ufern gefressen. Er habe still gelegen, bis seine Zeit gekommen war und dann sei er mit einem Ruck wieder zurückgeschneilt.

Fräulein Josephine Hecht betonte, daß sie sich bisher bewußt noch nie habe fangen lassen, wie sie überhaupt die Vorfahrt als größte Tugend betrachte.

Wir brachen dann gegen 6 Uhr auf, um Fischer und Angler zu begrüßen.

In der Nähe eines alten Weidenbaumes sah ich eine Angel im Wasser, an der ein ziemlich ermüdeter Wurm hing. Am anderen Ende der Angel hing ein junger Knabe. Ich knabberte genügend an dem Wurm, um den Korken in Bewegung zu versetzen, wobei der Knabe sehr aufgeregt wurde und die Angel mit einem unbeschreiblichen Schwung aus dem Wasser zog.

Herr Theobald Barsch, der hinter mir schwamm, hieß sich vor Lachen den Bauch und sagte verächtlich weiter nichts als: „Anfänger!“

Ich schwamm weiter und kam an einen ziemlich fetten Wurm, der die Angel eines ziemlich jungen Mädchens zierte. Es ist mein Grundsatz, mich niemals von jungen Mädchen fangen zu lassen!

Ich nahm daher schnell den Wurm und machte mich aus dem Staube, wenn ich mich im Wasser so ausdrücken darf.

Ich schwamm hinüber auf die Sonnenseite, wo ich auch Fräulein Josephine Hecht und Herrn Hans Karpfen traf.

Wir kürzten uns den Weg durch Bemerkungen über die Wirtschaftskrise, die sich selbst in der Qualität der Regenwürmer bemerkbar machte, als Fräulein Hecht mich auf einen Herrn aufmerksam machte, der als anscheinender Besitzer eines angrenzenden Hauses am Ufer saß und auf mich zu warten schien. Ich kannte ihn übrigens schon als einen der größten Lügner auf dem Gebiet des Angelsports. Ich konnte auch getrost zu ihm hinschwimmen, da ich wußte, daß er nur selten einen Biß landete.

Aberhaupt sind die Möglichkeiten für uns gar nicht so ausichtslos, wie man manchmal meint. In 90 von 100 Fällen gelingt es uns meistens, uns entweder wieder von der Angel zu befreien, oder den bereits erwähnten späteren Sprung mit Erfolge aus dem Eimer zu wagen.

Der erwähnte Herr hatte einen ausnehmend schönen Wurm für mich bereit gelegt, so daß mich dessen Größe und prachtvolle rosa Farbe doch zu einer gewissen Unvorsichtigkeit verführten. Denn ehe ich zur Besinnung kam, hing ich an der Angel in der Luft.

„Marie,“ schrie er in der Richtung nach dem Hause hin, „komm schnell! Ich hab einen riesigen Kerl gefangen! Komm und schau!“

Marie, die allem Anschein nach seine Frau war, kam in noch ziemlich unfertiger Morgenkleidung herangestürmt.

„Was ist es denn?“

„Ein Hecht! Ich sage dir: Mindestens drei Pfund!“

Dier zeigte sich wieder die schon oben erwähnte Angler-Verlogenheit dieses Herrn, denn ich hatte noch nicht einmal ein Pfund!

„Na, ich finde ihn aber doch noch recht klein. Lohnt es sich denn, ihn zu essen?“

Sie schien zu jenen Frauen zu gehören, die alles essen, was sie umsonst bekommen. Da sagte der tobe Mensch:

„Das laum, aber vielleicht frist ihn die Kahl!“

Bei diesen Worten unternahm ich einen rudartigen Sprung aus seiner Hand. Marie schrie auf und er selber rief mir ein ganz unverhämtes Wort nach und versuchte noch, mir mit dem schnell umgedrehten Angelstock auf den Kopf zu schlagen. Ich aber tauchte schnell unter und lachte ihn aus vollem Herzen aus. Als ich mich von meinem Schreden erholt hatte, kam Herr Konrad Barbe, den ich aus den Vereinssitzungen her gut kannte, aufgeregt auf mich zu und erzählte mir, daß ein Mann, der weiter unten an einem Bootssteg sitze, Herrn August Karpfen, sowie die Damen Elvira Schleie und Josephine Hecht bereits in seinem Eimer gefangen habe.

Er machte mir den Vorschlag, daß wir beide uns um ihre Rettung bemühen sollten. Und zwar sollte einer von uns beiden sich fangen lassen. Beim Herausziehen sollte dann der sich Opfernde versuchen, derart zu zappeln, daß er in die Nähe des Eimers komme. Alsdann sollte er mit der Schwanzspitze den Eimer umschlagen.

Wir zogen Hölzchen und das Los fiel auf mich. Was soll ich viel erzählen: In ganz kurzer Zeit hing ich an der Angel des Eimerbesizers. Er schien den besseren Ständen anzugehören, denn er war sichtbar nervös.

Mein Plan gelang vollkommen: Ich schlug den Eimer um, der etwa 40 Zentimeter vom Ufer entfernt stand. Die drei Gefangenen schnellten ins Wasser. Der Angler selbst war derart erschrocken, daß er die Angel losließ, die ich sofort mit einem unerhörten Schwung nachzog, so daß ich mit ihr gleichfalls in mein nasses Element sprang.

Da ergriff den Anglerbesitzer eine derartige Wut, daß er uns auch den Eimer hinterher warf, wobei er Fräulein Elvira Schleie am Hinterleib traf und sie leicht verletzte.

Ich machte mich, nachdem ich den Wurm verschluckt hatte, von der Angel los und schwamm mit den anderen zur ersten Hilfeleistung zu Fräulein Schleie. Sie wollte sich, da sie etwas schambast war, nicht von uns helfen lassen.

Die ganze Begebenheit hatte uns alle aber doch derart nervös gemacht, daß wir es vorzogen, an diesem Tage nicht mehr auf weitere Abenteuer auszugehen.

Wir schwammen daher in die Mitte, wo wir in einem harmonischen und geselligen Beisammensein den denkwürdigen und für uns so ruhmreichen Tag mit einem kleinen Lächeln beschlossen.

Paul Hecht.